

MATTHIAS BICKENBACH

καθμος

VERSUCH ÜBER DIE ZUKUNFT DES LESENS

BILDSCHIRM UND BUCH

MATTHIAS BICKENBACH
BILDSCHIRM UND BUCH

Matthias Bickenbach

Bildschirm und Buch

Versuch über die Zukunft des Lesens

Kulturverlag Kadmos Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2023, Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Umschlaggestaltung: Wolfram Burckhardt

Gestaltung und Satz: Readymade, Berlin

Druck: Beltz

Printed in Germany

ISBN 978-3-86599-539-1

Inhalt

| | | |
|-----|---|-----|
| 1. | Vorspiel auf dem Theater: Dinosaurier | 7 |
| 2. | Die Gretchenfrage: Wie hältst du es mit dem Buch? | 15 |
| 3. | Der vierte Weg | 27 |
| 4. | Der Kodex: Was das Buch kann | 45 |
| 5. | Kleine Unterschiede: Der digitale Text | 71 |
| 6. | Die Kunst des Lesens: Immersion und Selektion | 101 |
| 7. | Blättern als Kulturtechnik und die Online-Suche | 121 |
| 8. | Exkurs: Orhan Pamuk und der Spoiler. | 147 |
| 9. | Die unendliche Seite – ein Ausblick | 153 |
| 10. | Immer, wenn wir lesen | 157 |
| 11. | Anmerkungen | 161 |
| 12. | Literaturverzeichnis | 173 |

Leser, wie gefall ich dir? –
Leser, wie gefällst du mir?

Friedrich von Logau: *Sinngedichte* (1654), 10. Buch, Nr. 120

1.

Vorspiel auf dem Theater: Dinosaurier

An einem schönen Sommerabend des Jahres 2015 kam das Gespräch mit einem guten Freund auf die Frage, ob digitale Texte das Ende des Buches in gedruckter Form eingeläutet haben. Das sei sicher ein aktuelles Thema, sagte er, aber die Frage habe überhaupt keine Relevanz. Es sei müßig, darüber auch nur nachzudenken. Wir standen auf der Terrasse vor meinem Arbeitszimmer, dessen Regale mit Büchern vollgestopft sind. Um meinen Schreibtisch herum häuften sich Stapel, die für mich Themen, Ansätze und Aufgaben bedeuten. Ob ich die Regale nicht mit Tüchern verhängen wolle, fragte mein Freund. Ihn würden die vielen Bücher stören. »Bücher sind wichtig«, protestierte ich. »Die Tatsache, dass immer mehr Menschen immer länger vor Bildschirmen sitzen, sagt wenig über ihre Relevanz, immerhin gilt ein Buch immer noch mehr als eine Website. Außerdem sind Bücher ein Gedächtnis der Welt, bewahren unsere Geschichte und ermöglichen Selbsterkenntnis.« Mein Freund, ausgebildeter Psychologe, lächelte boshaft. Die heutige Generation der *digital natives* messe Büchern keinen Wert mehr bei, sagte er, sie empfinde sie zu Recht nur noch als materielle Last. Das Gerede über das Ende des Buches sei nur eine Debatte einiger rückwärtsgewandter Akademiker und bibliophiler Sonderlinge, die ihre Augen vor der Realität verschlössen. Information und Wissen seien doch schon lange in die flexible immaterielle Form digitaler Kommunikation übergegangen. »Bücher sind Dinosaurier«, feixte er, »schwerfällig und zum Aussterben verurteilt.« Fast hätte er mich überzeugt, dass Bücher keine Zukunft haben.

Die Frage muss vielleicht in aller Radikalität gestellt werden: Was werden Bücher in fünfzig oder einhundert Jahren sein? Werden sie nur noch als Alt- und Restbestände in Archiven und Bibliotheken für einige Bücherwürmer verwaltet werden? Wird es Buchliebhaber geben, die sie wie Oldtimer pflegen? Wird es Volkshochschulkurse geben, die eigens in die Benutzung von gedruckten Büchern einführen?

Die Vorstellung, dass der Gebrauch von Büchern eine historische Phase war und dass sie ein Medium sind, das bald ungebräuchlich und vergessen sein wird, irritiert. Doch diese Irritation ist gut. Sie lässt etwas bemerken, dass in der Selbstverständlichkeit der Buchkultur nahezu vergessen wurde. Noch scheint das Buch im Alltagsgebrauch etabliert. Von der Gutenachtgeschichte über den Schulunterricht (der freilich zunehmend Computer und Tablets einsetzt), ob Urlaubslektüre, Weihnachtsgeschenk oder Studium, ob Fach-, Sach- oder Unterhaltungsliteratur – der heutige Buchmarkt ist unüberschaubar groß. Das sind alles alte Gewohnheiten, glaube ich meinen Freund murmeln zu hören. Immer noch gilt das Buch als Symbol des Wissens. Das ist doch keine Gewohnheit, sondern Kultur, versuche ich ihm klar zu machen. Können all diese Funktionen durch digitale Texte und das Internet übernommen werden? Allerdings haben Online-Datenbanken wie *Wikipedia* die alten Lexika und Wörterbücher bereits abgelöst, Zeitungs-Apps ersetzen Printausgaben und auch der Zugriff auf historische Texte ist online einfacher und praktikabler als der Gang in die Bibliothek. Die Tendenzen sind unübersehbar. Eine Forsa-Umfrage zu den Trends der digitalen Gesellschaft, die 2014 im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung auf der renommierten Veranstaltung *re:publica* unter Fachleuten durchgeführt wurde, ergab, dass 78% der Experten die größten Veränderungen der Zukunft in Bezug auf die Art des Lernens und der Wissensaneignung erwarteten.¹ Die digitale Zugänglichkeit von Wissen und Information wird zu den größten Errungenschaften gezählt. Allerdings sehen 67% der Befragten zugleich in Datenmissbrauch, Überwachung und Kontrolle die größten Risiken. Aber kein Zweifel, seit dem Aufstieg des World Wide Web kursiert die Hoffnung auf eine Demokratisierung des Wissens durch universale Zugänglichkeit, von der auch die Wissenschaft profitieren soll. Im Oktober 2016 verkündete die damalige Bundesbildungsministerin Johanna Wanka die *Bildungsoffensive für die digitale Wissensgesellschaft* und forderte einen »Digital-Pakt« von Bund und Ländern (die Initiative *Schulen ans Netz* gibt es allerdings schon seit 2002). Um die Infrastruktur und die Standards für digitale Bildung zu entwickeln, sind in den nächsten Jahren über 5 Milliarden Euro vorgesehen.² Solche Initiativen sprechen für massive Veränderungen im Umgang mit Information und Wissen. Für die Wissenschaft werden digitale Texte inzwischen sogar per Gesetz eingefordert: Seit 2014 in der EU und seit 2017 in Deutschland gilt die Verpflichtung, wissenschaftliche Forschungen unentgeltlich online

zur Verfügung zu stellen, wenn sie aus Drittmitteln gefördert wurden. Die Veränderungen, die sich damit für Verlage und Urheberrecht ergeben, sorgen seitdem für Unruhe. Wer stellt die Infrastruktur und die Qualitätssicherung bereit? Wer trägt die Kosten? Eine Antwort lautet: die Autoren.³

Die digitale Revolution lässt das Buch gerne als Dinosaurier erscheinen: unzeitgemäß und vom Aussterben bedroht. Die Etablierung des Personal Computers und des Internets war nur der erste Schub eines rasanten Medienumbruchs in extrem kurzer Zeit. Seit 2007, seit Apples *iPhone* und *iPad* einerseits und Amazons *Kindle* sorgen neue *second screens* für eine optimierte Lesbarkeit digitaler Texte – innovative kleine Formate auch für die Lektüre mit Gestensteuerung über den Touchscreen, der einen vermeintlich direkteren, intuitiveren Zugriff erlaubt. Wischen statt blättern, das scheint, zusammen mit brillanten Displays, der Durchbruch, der das gedruckte Buch obsolet zu werden lassen droht. Die Sorgen um das Ende des Buches wurden folglich um 2010 immer größer. Mit *Google Books* etablierte sich zudem eine massive Digitalisierungswelle historischer Literatur, der sich gerade Wissenschaftler kaum verschließen können. Warum also sollten wir nicht nur noch am Bildschirm lesen? Die Vorteile der schnellen Verfügbarkeit sind nur allzu offensichtlich.

Doch wird das Lesen am Bildschirm wirklich zum Paradigma einer neuen Lesekultur werden? Bilden sich tatsächlich neue Formen von populären und gelehrten Lektüren? Fundierte Antworten, jenseits des allzu oft vollmundig verkündeten Endes des Buches, fallen allerdings schwer. Denn auch die Euphorie angesichts neuester Technologien kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass einfache Antworten immer nur schon bald überholte Statements im Tagesgeschäft sind. Die Lage ist kompliziert und das Entscheidende spielt sich zwischen Bildschirmen und Büchern ab. Wie aber müssen wir dieses Zwischen denken?

Ein erster Ansatz ist es, das Buch selbst als ein eigenes technisches mediales Format in den Blick zu rücken, um genauer zu erkennen, was genau an ihm unverzichtbar ist. Das scheinbar Selbstverständliche muss erst wieder fremd werden. Erst dann kann man etwa das Blättern in Büchern als Kulturtechnik entdecken. Bücher als befremdliche Objekte? Immerhin ist es inzwischen vorstellbar, dass in einigen Jahren die Kinder unserer Kinder fragen werden, was dieses klobige Objekt dort auf dem Tisch eigentlich ist und vor allem wie man es benutzen soll. Ich sehe sie vor mir: Wie sie nach versteckten Schaltern suchen und

staunen, dass es nicht aufgeladen und eingeschaltet werden muss. Wie sie vergeblich auf das Cover tippen und wischen, nicht wissend, dass man Bücher aufschlagen und darin blättern muss. Auf *Youtube* findet sich ein Video in dem der Comedian Anthony McCarten der legendären Apple-Gründer Steve Jobs nachmacht, der mit gewohnter Verve seine allerneueste, bahnbrechende Erfindung vorstellt: das Buch. Immer verfügbar, der Akku ist nie leer, es biete eine geradezu unglaubliche Lesbarkeit. Das *iPad*, das von Gutenberg erfunden worden sei, gerate in die Krise.⁴ Die Pointe dieser umkehrten Vision einer Medienrevolution, die auf einer Veranstaltung des Diogenes Verlags aufgeführt wurde, ist natürlich schnell erkannt. Doch dass diese parodistische Umkehrung so gut funktioniert, sagt viel über die Beharrlichkeit des Buches als *low tech* aus. Seine Form und Materialität ist ebenfalls eine technische mit komplexen Voraussetzungen, wenn auch keine elektronische Formatierung des Textes und seiner Lesbarkeit. Die Form des Buches, sein Format, seine Typographie und Seitengestaltung, der Druck und die Bindung, nicht zuletzt die Organisation des Inhalts samt Adressierungsfeatures wie Seitenzahlen, Kapiteln, Fußnoten oder Registern bilden zusammen mit Paratexten wie Titel, Vorwort oder Klappentext eine hochkomplexe Einheit, die nicht nur eine lange Geschichte und ein enormes Wissen bündelt, sondern auf einen besonderen Mediengebrauch hin ausgerichtet ist, den wir verkürzend *Lesen* nennen. Es geht einerseits um eine möglichst angenehme Lesbarkeit. Aber es geht andererseits auch um eine Nutzung, die sich nicht auf einmaliges Durchlesen reduziert. Es wäre naiv, anzunehmen, dass digitale Texte Optionen anbieten, die alle älteren Funktionen des Lesens automatisch ersetzen kann. Sie können zwar schnell mittels Stichworten durchsucht werden, aber oft kennen Internetseiten kein lesefreundliches Seitenformat. Sie richten Zeilenlängen eher ungünstig für das lesende Auge ein oder reduzieren sich auf kurze Text-Bild-Blöcke, die für eine möglichst schnelle Erfassbarkeit eingerichtet sind. Daneben aber blinken Werbungen, Pop-up-Anzeigen verdecken den Text, Videosequenzen irritieren das lesende Auge. Die Form des Textes schlägt hier auf die Inhalte zurück und was im Alltag für die Informationslektüre gut funktioniert, wird für Unterhaltungslektüre und erst recht für studierendes Lesen zum Problem. Lange Texte sind wahrnehmungsästhetisch eine Herausforderung für Bildschirme. Die einstige Euphorie über den elektronischen Hypertext, mehr als ein Buch zu sein, hat sich als Gefahr der Ablenkung und Orientierungslosigkeit erwiesen. So zeigt sich nicht zuletzt die Einheit des Buches als

(be)greifbarer Vorteil und die unvergleichliche Eleganz, es ganz einfach aufzuschlagen oder es durchzublättern als Zugriffstechnik. Es muss nicht erst ›hochfahren‹ werden. Es will kein ›update‹, während man liest. Man kann schnell hinten nachschlagen oder Passagen durchblättern, ohne den Überblick zu verlieren oder sich Anstreichungen und Notizen in ihm machen, notfalls ein Eselsohr in eine Seite knicken oder mit dem Fingernagel eine Stelle markieren. Für all das müssen digitale Medien Algorithmen entwickeln und implementieren. Sie müssen den Mediengebrauch des Buches technisch, symbolisch und ergonomisch simulieren. Etwa Lesezeichen oder Notizfunktionen bringen digitale Lesemedien heute mit, doch stets ist deren Nutzung aufwändiger als die Kulturtechniken der blätternden und schreibenden Hand. Jedes E-Book hat eine eigene Menüführung, jedes Online-Archiv seine eigenen Nutzungsbedingungen. Und all das lenkt von der Lektüre ab. Bevor Sie zu lesen anfangen, bestätigen sie bitte die Geschäftsbedingungen.

Kein Zufall also, dass das Buch heute im Rückspiegel digitaler Medien erst recht als Insel der Konzentration erscheint und Ideal des Lesens, die aufmerksame Lektüre, auf es projiziert werden. Damit aber ist eine Hypostasierung des Diskurses vorgezeichnet: Schnell statt langsam, oberflächlich statt gründlich, *hyper reading* gegenüber *deep reading*. Doch so stichhaltig dies erscheint, das Lesen selbst muss heute in seinen Funktion stärker differenziert werden. Der Begriff selbst erhält durch die Medienkonkurrenz digitaler Texte eine Erweiterung, die etwas in den Blick rückt, was unsere Lesekultur vergessen hat: die Vielfalt von Lektüretechniken. Lesen war nie nur Durchlesen oder Unterhaltungslektüre. Mit den beschleunigten selektiven Lesegewohnheiten des Internets wird vielmehr deutlich, dass die Geschichte des Lesens immer schon auch oberflächliche, selektive oder »brutale« Lektüreformen kannte.⁵ Dies rückt weitere Kulturtechniken in den Blick, Praktiken, die mit dem Lesen einhergehen, etwa Suchen, Sammeln, Blättern oder Nachschlagen. Zwischen Bildschirm und Buch entspannt sich daher eine ganze Kulturgeschichte des Mediengebrauchs in der die jeweiligen Vor- und Nachteile unterschiedlicher Formen von Texten und Lektüretechniken deutlich werden.⁶ Wer digital danach fragt, was es heißt, Bücher aufzuschlagen, findet vielleicht den Satz Johann Gottfried Herders im *Zweiten Kritischen Wäldchen* (1769), in dem dieser Vielleser den Gelehrten Klotz und dessen kommentierte Horaz-Ausgabe in Grund und Boden kritisiert. Warum? Weil all die gelehrten Noten und Kommentare von der Lektüre ablenken. Herder notiert dabei eine Rückkehr in den Text,

der heute vice versa als Menetekel heutigen Buchgebrauchs gegenüber digitalen Lesemedien Geltung haben könnte: »Das Buch wird wieder aufgeschlagen, und nun habe ich kleine Ruheplätze, Ausschweifungen, Umwege aber nicht.«⁷

Der Vergleich digitaler Möglichkeiten mit den traditionellen, buchgestützten Techniken bietet hier eine Chance. Bibliographie und Recherche, der Übergang von der Liste zur kompetenten Auswahl, die aufmerksame Lektüre des Herausgesuchten sind basale Arbeitstechniken in der Literaturwissenschaft. So enthüllt sich eine Paradoxie: Das, was am weitesten vom digitalen Wissen entfernt scheint, einst Geisteswissenschaft genannt, bietet Zugänge zur Medienkompetenz an, die in der langen Geschichte des Buches gegründet sind. Nicht zuletzt am Lesen von Literatur, an der Erfahrung literarischer Texte, wird sich die Zukunft des Lesens entscheiden. Bleibt sie an das Buch gebunden? Wenn ja warum? Ideologische Antworten können hier nicht weiterhelfen. Auch für den Umgang mit Informationsfluten ist Lesen bereits kulturtechnisches Paradigma gewesen – beim Lesen eine Auswahl zu treffen, gehört seit der Antike zu den üblichen Anweisungen, etwa bei Seneca.⁸ Der Vergleich buchgestützter Lektüretechniken mit digitalen Möglichkeiten kann die jeweiligen Vor- und Nachteile in den Blick bringen und nicht zuletzt auch herauszufinden, was von digitalen Texten nur schlecht oder gar nicht ersetzt werden kann. Ein gedrucktes Buch gibt sich dem Leser als greifbare und begreifbare Form. Es entzieht sich nicht in die Unendlichkeit eines virtuellen Archivs möglicher alternativer Informationen. Das Buch als formierter (nicht nur formatierter!) Gegenstand ist daher ein eigenständiges Medium, das weder ersetz- noch digitalisierbar ist.

»Sieh an«, frotzelte mein Freund, »so viel Enthusiasmus, sagt dir der antiquarische Mensch bei Nietzsche nichts?« Doch ich ließ mich nicht mehr ablenken. »Das Verhältnis von Bildschirm und Buch ist anders zu bewerten als in den üblichen Bildern der Ablösung, Revolution oder Medienkonkurrenz«, versetzte ich. »Die idealisierte Lesekultur ist eine Fiktion, die auf schmalen Füßen steht, denn der Verlust der Lesekultur wird immer schon beklagt, seit Jahrhunderten. Für jedes Jahrzehnt und für jedes Jahrhundert kann man eine Krise des Buches konstatieren. Was hat Adorno für einen Aufstand gemacht, als sich das Taschenbuch etablierte! Untergang des Abendlandes durch preiswerte Formate... Die Lage des Buches heute ist ganz anders zu beschreiben als ein Ende des Buches. Wir alle nutzen digitale Medien und zugleich

ist der Buchmarkt nach wie vor ein Massenmarkt. Man kann behaupten, dass gerade wegen der digitalen Medien heute mehr Bücher als jemals publiziert werden. Und weil die digitale Information alltäglich ist, wird das Buch zu einer Alternative, um sich von diesem Malstrom der Daten zurückziehen.« Das Wort *schmökern* kam mir in den Sinn, aber ich fuhr fort: »Der Medienwandel wird zur Revolution stilisiert, während in Wirklichkeit Mischungen und langsame, kleine Veränderungen am Werk sind.«

Mein Freund hatte mich auf einen Gedanken gebracht. Der Unterschied zwischen Bildschirm und Buch liegt in der Form des Textes, aber nicht an der visuellen Oberfläche und nicht nur auf der Ebene der Kodierung, die medientechnisch den Unterschied macht. »Es geht nicht um den Text«, sagte ich, »sondern um das Verhältnis von Texten zur Hand und zum Körper. Klicken oder Wischen ist etwas anderes als in Büchern zu blättern.« Die nicht wenig ironische Antwort kam prompt: »Du kannst ja ein Buch darüber schreiben«.